

IM SPIEGEL DER ZEIT

Bei einer Einsiedlerin zu Besuch

1. „Es ist Zeit, den Herrn zu suchen“

Es ist noch früh und eine völlig ungewohnte Zeit aufzustehen. Für mich jedenfalls. Als ich zum Auto gehe, sind in der Stadt noch nicht einmal die Müllwagen zu hören. Von St. Johann schlägt es halb fünf. Ich muß etwa eine dreiviertel Stunde fahren, um zu Marie zu kommen. Marie lebt am Rande eines kleinen Dorfes. Sie wohnt allein. Marie ist Einsiedlerin. Heute darf ich einen Tag lang ihr Gast sein und mitbeten. Vor allem aber darf ich mitschweigen. Für mich als Journalistin eine ungewohnte, aber auch spannende Situation. Kennengelernt habe ich Marie per Zufall. Auf einer Fahrradtour hatte ich durch eine Panne die Gruppe verloren. Auf der Suche nach dem richtigen Weg stand ich plötzlich vor einem winzigen Haus mit einem wunderschön verwilderten Garten. Ich kam mit der Frau am Zaun ins Gespräch, einige Besuche folgten. Eines Tages erzählte sie mir von ihrer Lebensform.

Es hat mich damals schockiert, wie Marie von ihrem Glauben und von Gott sprach. Es war so ganz anders, als ich es von den ‚normalen‘ Mitchristen her kannte. Gläubig, ja, viele sagen noch offen, daß sie glauben. Sie sagen es im Kreis derer, von denen sie wissen, daß auch diese glauben. Aber es ist oft ein vorsichtiger Glaube, dem eigenen Lebensstil, dem eigenen Lebensstandard angepaßt. Konfliktfrei sozusagen. Marie spricht anders. „ER ist mein Leben!“ sagt sie. „ER ist alles, was ich habe und mehr will ich nicht.“

Ich biege in den Schotterweg ein, der an ihrem Häuschen vorbeiführt und bin in wenigen Minuten vor dem Gartentor. Die Tür der kleinen Kapelle ist offen und ich setze mich auf die zweite Matte, auf der ein Meditationsbänkchen, das Brevier und ein Zettel mit einem Schriftwort bereitliegen. Es ist unwahrscheinlich still. Marie sitzt rechts von mir, regungslos, nur manchmal ist ihr leichter Atem zu hören. Das Ewige Licht, ein, zwei Kerzen, mehr Beleuchtung gibt es nicht. Noch etwa eine halbe Stunde stille Gebetszeit, dann werden wir die Laudes beten. Ich versuche still zu werden.

Marie klopft leise auf den alten Holzboden und ich schrecke auf. Fast wäre ich eingeschlafen. Ich nehme das Stundenbuch zur Hand. Die Texte und der Ablauf der Horen sind mir halbwegs vertraut, denn in der Gemeinde beten wir manchmal Laudes oder Vesper. Nach Schlußgebet und Segen lese ich das Schriftwort. Hosea 10,12.

„Nehmt Neuland unter den Pflug. Es ist Zeit, den Herrn zu suchen.“

2. „Warum läßt du dich nicht finden?“

Wir stehen in der kleinen Küche und Marie macht Kaffee und kocht die Milch auf. „Guten Morgen“, sagt sie lächelnd, „schön, daß du es geschafft hast, pünktlich hier zu sein.“ Der heiße Milchkaffee duftet und scheucht die letzte Müdigkeit aus meinem

Kopf. Ich bin neugierig. „Warum hat du mir dieses Schriftwort gegeben? Mit Hosea habe ich noch nie viel anfangen können.“

„Laß dich einfach drauf ein“, antwortet sie kurz, ohne Erklärung. Dann zeigt sie mir eine Mini-Hütte im hinteren Teil des Gartens, in die ich mich den Tag über zurückziehen kann.

Einsiedler, Anachoreten, Wüstenbewohner, die eremitische Lebensform gehört zu den ältesten Möglichkeiten der Nachfolge Christi. Schon in der Heiligen Schrift wird von ihren Vorformen berichtet.¹ Mit Antonius dem Großen und Paulus von Theben begann dann im 3. Jahrhundert die erste der großen Eremitenbewegungen des Abendlandes, aus der sich nachfolgend die reichverzweigte Familie des Ordenslebens entwickelte.

Das ‚Fliehe, schweige, bete‘ der ersten Wüstenväter- und -mütter² wurde zu spirituellen Eckpunkten, die in faszinierend-vielfacher Variation bis heute helfen, in aller notwendigen Aktion auf der Spur Gottes zu bleiben. Im 17. Jahrhundert erreichte das Eremitentum seinen vorläufig letzten Höhepunkt, danach schien es langsam und fast unbemerkt auszusterben. Um die Jahrhundertwende kennzeichnete dann der Lebensweg des Charles de Foucauld einen zunächst unbemerkten Neubeginn. Zur allgemeinen Überraschung wurde während des II. Vaticanums der Tatbestand einer wachsenden Anzahl von Eremiten bekannt und in der Neuordnung des CIC berücksichtigt. Seit dieser Zeit ist diese neue, alte Lebensform wieder stark im Kommen.

Langsam hacke ich Stück für Stück ein Gemüsebeet durch. Ziehe Vogelmiere, Quecke und Jacobskraut heraus. „Brachland“ nennt eine andere Übersetzung den Begriff ‚Neuland‘. Während ich mir das Schriftwort von Hosea durch den Kopf gehen lasse, bereite ich den Boden für Salat- und Kohlrabipflanzen vor. Brachland pflügen, Boden, der noch nie beackert oder lange liegengelassen wurde – eine harte Arbeit, die aber gute Ernte verspricht.

Zeit, den Herrn zu suchen. Mir gehen meine vielen Versuche durch den Sinn, Gott zu suchen und zu finden. Yoga und Zen, Schriftlesung, meditativer Tanz. Ich muß schmunzeln. Gartenarbeit hatte ich bisher nicht zu den Wegen der Gottsuche gerechnet. Aber Marie weiß, wie gut und die Meditation unterstützend diese Handarbeit ist. Sie hat einen großen Garten und das meiste Gemüse zieht sie selbst.

Viele meiner Versuche, mit Gott Kontakt aufzunehmen, haben Freude gemacht, manchmal haben sie auch getröstet oder Kraft geschenkt. Aber bin ich dabei wirklich Gott begegnet? Und erwarte ich es eigentlich? Oder blockt auch in mir das Schlagwort von der Abwesenheit, vom Schweigen Gottes die Hoffnung ab, ich könnte wirklich ihm, IHM begegnen? Vielleicht will ich es ja gar nicht? Wer weiß, was er von mir fordern würde?

Und doch, diese leise, ziehende Sehnsucht ...

Marie klopft den Sand von den Gummistiefeln und stellt sie neben die Haustür. Es wird Zeit, die Sext zu beten. Wieder schwinge ich ein in den ruhigen Wechsel von Hymnus, Antiphonen und Psalmen. Einige Minuten Stille, dann beendet der Engel des Herrn die Mittagshore.

¹ vgl. Matthäus 3,1ff Johannes der Täufer

² *Apoptegmata patrum*, z. B. 309/875/829–909

Im Topf auf der Herdplatte köchelt leise eine Gemüsesuppe. Wir essen schweigend; es schmeckt nach Erde und Sonne, ein Hauch Sommeridylle. Als die Teller leer sind, fragt mich Marie, wie ich zurechtkomme mit Hosea. „Naja“, sage ich, „es geht. Ich habe an meine vielen Versuche denken müssen, Gott zu suchen. Was hältst du denn für den besten Weg?“ „Schweigen“, sagt sie.

Ich stutze. „Schweigen? Ist es nicht besser, Schrifttexte zu meditieren oder Worte von Heiligen? Und sich darüber austauschen, damit einer dem anderen hilft?“

„Das sind alles sehr gute Wege. Sie können parallel laufen oder von Zeit zu Zeit dazu kommen. Aber das Schweigen ist heute viel wichtiger! Vielleicht wichtiger denn je.“

„Aber wie soll ich ihn denn im Schweigen finden?“

„Warum läßt du dich nicht von ihm finden? Nicht immer machen. Nicht immer Aktion. Sondern sich öffnen, bereithalten und sich auf ihn einlassen. Um zum wirklichen Kontakt zu kommen, zum liebenden, vertraulichen Gespräch mit ihm, muß ich die tiefsten, innersten Räume meines Herzens öffnen. Diese kann ich aber nicht mit meinem Willen beeinflussen. Es bleibt nur die Bitte, daß er es tut. Das Schweigen ist diese beharrliche Bitte.“

„Und wie soll das gehen? Es reicht doch nicht aus, nur den Mund zu halten, oder?“

„Nein. Im Grunde genommen geht es darum, alle Worte, Bilder, Gedanken und Vorstellungen von Gott, Welt und sogar von mir selbst nach und nach zu lassen.“ Marie überlegt eine Weile und fährt dann fort.

„Ich versuche, es dir zu erklären. Zuerst ist das Schweigen eine Art Urlaub oder auch eine Form der Verliebtheit. Ein Versteck, in dem man sich für kurze Zeit erholt. Dann folgt eine Phase, in der man ärgerlich feststellt, wieviel dumme Gedanken in dieser kostbaren Zeit im Kopf herumschwirren. Bald darauf beginnt man zu begreifen, daß diese Gedanken die eigene innere Verfaßtheit widerspiegeln. Sie offenbaren Konflikte, Schwächen, Sehnsüchte, Ängste, die eigene aufpolierte Fassade bekommt ganz schön Risse. Der nächste Schritt ist die Erkenntnis, daß alle Menschen so unvollkommen und fehlerhaft sind. Der Bruch in der menschlichen Natur wird deutlich sichtbar. Das kann manchmal fast unerträglich sein und bis an den Rand der Verzweiflung oder des Ekels führen. Denn Gott geht den Weg des Schweigenden wohl mit, aber er erklärt ihn nicht.

Während am Anfang noch viele über diesen Weg reden möchten, sich austauschen wollen über die Schönheit und Kostbarkeit des Schweigens, verstummt jetzt dieses Bedürfnis ziemlich. Es ist schwer, diese Konfrontation mit der ‚echten‘ Realität auszuhalten. Eine gute geistliche Begleitung ist in dieser Phase außerordentlich wichtig! Manche tragen jetzt unsichtbar ein Schild auf Rücken oder Stirn: Laßt mich bloß in Ruhe! Aber hier gibt es nur eine Möglichkeit – weitermachen! Denn dies ist eine Grenze. Jetzt geht es nicht mehr um Entspannung oder Erholung, um spektakuläre Selbsterfahrung, um Trost, Kraft oder Ähnliches. Hier endet das menschliche Schweigen und die Einladung wird ausgesprochen, in das göttliche Schweigen einzutreten. Das kann aber nur der, der alle vorangegangenen, oft sehr schmerzhaften Phasen durchlaufen hat und dem dabei die Liebe und das Erbarmen Gottes mit uns gebrochenen und anfälligen Menschen aufgeleuchtet ist. Nur von dieser Position aus, mit diesem ungeschminkten Blick

auf mich und die Welt kann ich mich dem göttlichen Schweigen ausliefern. Ich sage absichtlich ausliefern! Denn es ist ein Sprung in den schwarzen Abgrund. Und an die bergenden Hände Gottes muß ich glauben – zu sehen sind sie nicht!“

3. „Das Gute in allen Dingen“

Ich hocke auf der Schwelle der Mini-Hütte. Zum ersten Mal in diesem Jahr ist es richtig warm. Marie sitzt am Schreibtisch und liest. Die Mittagszeit ist für sie Gelegenheit zum Studium. Ich versuche zu verstehen, was dieses Leben so dermaßen anziehend macht, daß Marie es seit vielen Jahren lebt und keinen Wunsch hat, es zu verändern. Immer am gleichen Ort, der sicherlich reizvoll ist – für vier ruhige Ferienwochen im Sommer. Keine Reisen, kein Fernsehen, nicht einmal Radio, kein Telefon. Ich versuche mir vorzustellen, ohne Theater und Kino, ohne feuchtfröhliche Partys, ohne gemütliche Abendessen zu zweit auszukommen. Es will mir nicht gelingen. Sicher, ich weiß um die Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit dieser Dinge. Aber in ihnen wird doch auch oft echte Freude und tiefe, menschliche Begegnung geschenkt. Warum darauf verzichten? Ein leises Plätschern lenkt meinen Blick auf den kleinen Teich vor der Hütte. Es ist eher eine Pfütze als ein richtiger Gartenteich. Eine kleine Sumpfwildgans testet vorsichtig, ob sich das Wasser zum Baden eignet. Die kleine schwarze Federkappe und das beige-braune Gefieder erinnern an ein Mönchshabit. Wie passend, denke ich. Eine zweite fliegt hinzu und beide spritzen, planschen und toben im flachen Wasser wie Schuljungen. Eine dicke Kohlmeise, die Federn wie gelackt, gesellt sich dazu, ein Buchfinkenweibchen, ein Rotkehlchen. Eine muntere Horde, die sich keinen Deut darum schert, daß ich nahe bei sitze und zuschaue. Thomas Merton fällt mir ein, der auf seinen Waldspaziergängen rund um seine Einsiedelei die dunklen, feuchten Augen der Rehe bewunderte und der den Meisen Brotkrumen auf seine Türschwelle streute. „Das Gute in allen Dingen zeugt davon, daß Gott gut ist“, schreibt er in den Meditationen eines Einsiedlers.³ Vielleicht leben wir alle viel zu kompliziert und eilig, um auch nur den kleinsten Hinweis für den Einstieg in die echte Zufriedenheit finden zu können? Wann habe ich im hektischen Termintrubel schon Zeit, das Gute in den Dingen, die Schönheit und faszinierende Vielfalt der Schöpfung zu betrachten und von dort auf den Schöpfer zu schließen? Marie sagte, die meisten Menschen seien heute innen blind und taub. Und sie haben Angst, die Augen und Ohren des Herzens zu reinigen, weil ihnen das diffuse Dämmerlicht ihrer selbstgebastelten Weltsicht besser und sicherer erscheint als Gottes strahlende Klarheit. Dabei könnte ein innerer Großputz dazu führen, wirklich die Spuren des Schöpfers in der Schöpfung deutlich wahrzunehmen.

Und sie erzählt, daß Gottes Wirken, sein ‚Gegenwärtig-sein‘ wie ein sanftes, weiches Licht oder wie ein elektrischer Strom in den geschaffenen Dingen sichtbar, spürbar sei. Unverwechselbar, unübersehbar, völlig eindeutig.

Gott sei, meint sie, „permanent präsent“.

Marie klopft leise an die Fensterscheibe und macht mit der Hand ein Zeichen. Der Nachmittagstees steht bereit. Als ich aufstehe, fliegt eine dicke Drossel empört

³ Th. Merton, *Meditationen eines Einsiedlers*. Zürich 1976, 83.

keckernd aus dem Wasser. Schwarz und behäbig, wie eine herrschsüchtige Matrone, hatte sie alle anderen Vögel verscheucht. Nun ergreift sie die Flucht. Sogleich stürzen sich die kleinen, bunten Singvögel in das Wasser und das Getobe beginnt von vorn.

Die letzten zwei Arbeitsstunden des Tages verbringe ich wieder am Gemüsebeet. Ich setze die Salat- und Kohlrabipflänzchen in den vorbereiteten Boden. Der Wechsel von Gebet und Arbeit tut gut. Nichts ist jetzt so wichtig, wie diese Setzlinge sorgsam einzupflanzen, alles gut anzugießen und vorsichtig eine dünne Mulchdecke aus gehäckseltem Stroh drumherum zu legen. Langsam und ruhig zu arbeiten, eine Sache nach der anderen zu beginnen, statt drei Dinge gleichzeitig zu tun – auch dies ist Neu-land für mich. Ich fange an zu ahnen, wie sehr dieser rhythmische Tagesablauf über Monate und Jahre hinweg zu tiefer Sammlung führen kann. Wirksame Hilfe, um alle Sinne auf ein Ziel, auf Gott hin auszurichten.

4. „Der Hoffnung köstlichen Geschmack“

In der Kapelle ist es kühl. Wir sitzen regungslos. Eine Stunde konzentriertes, gesammeltes, schweigendes Warten, danach die Vesper. Ich versuche im Rhythmus meines Atems die Gedanken loszulassen. „Beachte sie einfach nicht“, hat Marie vorhin gesagt. „Versuche, ihnen über die Schulter zu schauen, wie einem Unbekannten, der dicht vor deiner Nase steht, und hinter dem du deinen besten Freund zu sehen hoffst.“

Mein Körper ist angenehm müde. Er entspannt sich von selbst. Mein Kopf ist wach. Ich versuche die Stille bewußt zu hören. Kein Laut, kein Geräusch. Alles ist unglaublich still. So still, daß ich mir einbilde, die Luft knistern zu hören. Wie wäre es wohl, wenn ich ihn jetzt wahrnehmen würde? Blödsinn, das gerade jetzt zu denken! Ich versuche, den Gedanken energisch wegzuschieben. Aber aufdringlich und lästig klebt er im Kopf wie ein altes Bonbon. Ich stelle mir vor, ihn mit der Hand wegzuwischen. Geschmeidig wie ein Aal schlüpft er mir durch die Finger. Drehe ich ihm den Rücken zu, quetscht er sich frech von links ins Bild. Von wegen über die Schulter gucken ... er macht sich so breit, daß er mir völlig die Aussicht nimmt. Irgendwann gebe ich es auf. Von mir aus bleib doch, denke ich resigniert. Da verschwindet er. Der Platz, den er ausgefüllt hatte, ist für einen Moment wie ein riesiges Loch. Betroffen stelle ich fest, daß es mit brennender Sehnsucht nach Gott gefüllt ist.

Marie klopft leise auf den Boden. Ich dehne mich unauffällig und greife nach dem Stundenbuch. Marie zündet weitere Kerzen an und das warme Licht gibt der winzigen Kapelle eine Höhlen-Atmosphäre. „Der Hoffnung köstlichen Geschmack, schenkt uns der Herr, daß wir vertrauen.“ Der alte Hymnus scheint meine Stimmung aufzunehmen. Antiphonen und Psalmen klingen wie in Wortbilder gesetzte, uralte menschliche Erfahrungen. Gottessehnsucht – fast meine ich Millionen von Stimmen zu hören, die die Psalmen schon vor uns gebetet haben. „Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so lechzt meine Seele, Gott, nach dir.“

Noch nie ist mir die Tiefe der Psalmen so deutlich geworden. Und als wir das Magnificat singen, weiß ich zum ersten Mal, was der heilige Benedikt meinte, als er forderte, daß Herz und Stimme, Wort und Ton zusammenklingen sollen.

5. „*Dein Wille geschehe*“

Abendessen und Recreation: re-creo, neu schaffen, wieder herstellen, kräftigen.

Marie kocht Tee, stellt Brot, Margarine, Käse auf den Tisch. Heute ist es direkt üppig, denn ich habe alten Holländer und einen Zipfel herzhafter Bauernwurst mitgebracht. Marie schnuppert am Käse und grinst spitzbübisch: „Habe ich etwa ein Hochfest übersehen?“

Für das Abendessen nimmt sich Marie viel Zeit. Fast eine Stunde ist dafür im Tagesablauf eingeplant, denn „nach der Vesper habe ich einen toten Punkt“. Wenn sie, wie heute, einen Gast hat, ist jetzt Zeit für ein ausführliches Gespräch. Ansonsten liest sie. Ganz spontan stelle ich die Frage, ob ihr die Fernsehnachrichten nicht fehlen würden.

„Nein“, sagt Marie, „die fehlen mir ganz und gar nicht!“

„Aber, wenn du sie sehen würdest, wüßtest du dann nicht besser, um was du beten mußt?“

Marie schenkt langsam neuen Tee ein und schiebt mir den Honigtopf zu.

„Weiß du, es geht nicht darum, das Böse und Entsetzliche in genauem Ausmaß zu wissen. Oder die jeweiligen Kriegstoten auf Fotos zu betrachten. Um zu wissen, wie unheil und gebrochen die Welt ist, reicht eigentlich die ständige Konfrontation mit mir selbst. Natürlich lese ich ab und zu eine Zeitung. Und die Menschen, die mich besuchen, erzählen meistens von ihren Problemen, Sorgen und ihrer Angst. Das alles nehme ich sehr intensiv wahr! Und wenn ich das hochrechne ... das reicht wirklich.“

„Und wie hältst du das aus? Deine Tage sind immer wieder mit dieser Konfrontation durchbrochen, wieso bist du dann so zufrieden? Ich kenne niemanden, der so lebt wie du und der dabei auch noch zufrieden ist.“

„Das ist schwer zu erklären, oder vielleicht doch ganz leicht? Es geht im Grunde nur darum, vertrauensvoll Gottes Willen zu tun, weiter nichts. Es ist schwer und nicht zu verstehen, wenn der eigene Wille noch nicht begriffen hat, wie sehr er von egoistischen und kleinlichen Motiven angetrieben wird – sogar da, wo der Mensch glaubt, völlig edel und selbstlos zu handeln. Leicht wird es in dem Moment, wo das Herz begreift, daß Gott das Heil will. Für mich war es jahrelang eine Qual, diese Rede von der Abtötung, vom Sterben des Eigenwillens. Philipp Neri beschrieb es einmal ganz drastisch mit: die dicke, zähe Haut des Eigenwillens mit einem scharfen Messer von der Seele trennen oder so ähnlich. Irgendwann habe ich plötzlich begriffen, daß Gott das Heil für alle Menschen will und daß ich mir das Gleiche wünsche. Und daß ich dabei mitwirken kann, auch wenn es nur ein winziges Stück ist, wenn ich seinem Willen gehorche. Seit dieser Zeit macht es mich immer noch etwas zufriedener und glücklicher, in diese Haltung hineinzuwachsen. Was vorher so bitter war, ist zur Freude geworden. Du siehst, eigentlich ganz einfach, nicht?“

Ich verziehe das Gesicht und wir müssen beide lachen. Es klingt wirklich sehr einfach.

„Woher weißt du denn, was der Wille Gottes ist?“ versuche ich meine Skepsis zu rechtfertigen.

„Ich habe eine ganz moderne Methode“, lacht Marie, „trial and error. Es ist ein Prozeß, ein ständiges Suchen, Lernen und Reflektieren. Das Gebet, die Heilige Schrift, die

häufige Mitfeier der heiligen Messe, das Gespräch mit dem geistlichen Begleiter, das alles gibt sozusagen die Richtlinien vor und schult die Sensibilität für seinen Willen. Der heilige Ignatius nennt es das ‚Echo der Seele‘, dieses feine Gespür für das Gute und Richtige. Und das Schweigen in der Klausur, wenn ich es ernst nehme, ist wie ein Brennspiegel, in dem alles eingeschmolzen wird auf den einen Punkt, die konsequente Ausrichtung auf die Begegnung mit ihm. Wann immer sie denn auch kommt. Mein Frieden, meine Zufriedenheit ist dabei sozusagen eines der Nebenprodukte dieses Prozesses.“

Mir drängt sich eine Frage auf, die ich eigentlich nicht stellen wollte. Aber sie entschlüpft mir trotzdem. „Reicht das, zufrieden zu sein? Was bringt dir dieses, ja dieses einseitige Leben? Was hast du davon?“

Marie zögert. Über diese Erfahrungen spricht sie nicht gern. Dann antwortet sie knapp.

„Seine Nähe und Fürsorge, sein Interesse an mir wahrzunehmen, ist mehr Glück, als ich es mir je träumen ließ. Das reicht vollkommen.“

Wir sitzen in der Kapelle. Die letzte Gebetszeit ist die Komplet. Danach beginnt das große nächtliche Schweigen, das anders, tiefer und geheimnisvoller ist als das Schweigen des Tages. Verabschiedet haben wir uns schon vorhin, kurz vor der Hore. Nach der Oration werde ich leise hinausgehen und nach Hause fahren. Marie wird noch in der Kapelle bleiben, dem Tag nachspüren und alles, was gewesen ist, vor Gott hinlegen. Ich gehe den Tag noch einmal durch. Was bleibt für mich? Ermunterung für meinen Glauben, eine interessante Begegnung oder nur der Stoff für eine gute Reportage? Vielleicht nur dies – die erkannte Hoffnung wachhalten und das Offenhalten lernen.

Das Schema Israel, das Nunc Dimittes machen es mir noch einmal deutlich, wie stark in mir die Sehnsucht lebt. Marie spricht den Segen und nach einigen Minuten stille stehe ich auf. Ich zögere. Es fällt schwer, diesen Ort zu verlassen. Für einen Moment denke ich, warum nicht bleiben? Da scheint sich der Raum zu verändern. Ich weiß nicht, was passiert. Für den Bruchteil einer Sekunde, Verdichtung, Öffnung, wie ein Riß in der Atmosphäre.

Der Raum wird unwichtig, der Ort bin ich.

Numen inest.

Maria Anna Leenen, Ankum